

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 80 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 19888. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 8gespaltene Beizeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Flachdruck 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.60 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die 31tägige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Nach dem Gange der Tarifverhandlungen im Leipziger Holzgewerbe erscheint der Kampf unausbleiblich.

In der bayrischen Kammer risselte das Zentrum den Ministerpräsidenten, weil dieser anerkannte, daß die Sozialpolitik der „auftrüttelnden“ Tätigkeit der Sozialdemokratie zu danken sei.

In England wurden gestern drei Unionisten ohne Gegenkandidaten gewählt.

Die rumänische Regierung hat den Entwurf eines Zucht-hausgesetzes gegen die Gewerkschaften vorgelegt.

Im Kampf um den Achtstundentag im englischen Vergan drohen die Bergarbeiter mit dem Generalstreik.

Dernburg als Sieger.

Leipzig, 15. Januar.

Herr Dernburg spann am Freitag in der Budgetkommission des Reichstags die Auseinandersetzung mit seinen Gegnern in Südwestafrika munter weiter. Seitdem das Diamantengeschäft die bunt gemischte Gesellschaft südwestafrikanischer „Kulturpioniere“ gepackt hat, sind die Herrschaften auf die Kolonial-Erzählung bekanntlich verdammt schlecht zu sprechen, weil ihnen einige Schranken gezogen worden sind. Sie verfluchten deshalb Herrn Dernburg beim Reichstag und baten um Einsetzung einer Untersuchungskommission. Unsere deutschen und sonstigen Brüder in Südwest mögen in ihrer Art recht gerissene Jungen sein, dafür sprechen so viele und recht unsaubere Manipulationen auf und mit den Diamantensfeldern. Mit ihren Anklagen gegen Dernburg sind sie aber gründlich hereingefallen; Herr Dernburg ist ihnen über. Dabei hat er auch alle sachlichen Trümmer in der Hand, die er in der Kommission ebenso herbeibringt wie geschickt auszuspielen wußte. Was Wunder, wenn die Kommission — und zwar mit Recht und einseitig — über alle Beschwerden und Petitionen am Ende der zweitägigen Verhandlungen zur Tagesordnung überging. Herr Dernburg offerierte über das Treiben so mancher Diamantenspekulanten und ihrer Helfershelfer derart beweiskräftiges und gradierendes Material, daß die Kommission aus dem Staunen nicht herauskam. Speziell die Häupter der Opposition in Südwest, ein Hauptmann Weich und der Bürgermeister von Lüderiksbucht, kamen dabei gehörig unter den Schlitzen. Wie Felder, auf denen niemals Diamanten

gefunden werden können, weil alle Voraussetzungen dazu fehlen, „gesalzen“, d. h. durch eine Handvoll abstrichlich ausgestreuter Diamanten der tollsten Spekulation nutzbar gemacht werden, konnte Dernburg an der Hand ausführlicher und eiblich erhärteter Berichte nachweisen. Dabei ist die Tatsache interessant, daß diese Schwindelketten durch einen Neger entdeckt worden sind, wie ja bekanntlich auch ein aus dem südwestafrikanischen Diamantengebiet eingewandertes Neger, der 1907 wegen der in der Diamantenproduktion ausgebrochenen Krise ausgewandert ist und Sachkenntnis besaß, die Diamanten in Südwestafrika entdeckt hat. Ein Mann, der vom Bezirksamt als Detektiv benützt worden ist, hat sich dem profitablen Geschäft des „Salzens“ der Felder gewidmet. Er und andere dabei beteiligte Schwindler wurden dann verhaftet. Amüsant ist, daß das zuständige Bezirksamt und dann auch der Gouverneur auf den Schwindel ebenfalls hereingefallen sind und auf eine telegraphische Anfrage des Kolonialamts das „Vorhandensein“ von Diamanten bestätigten. Ein bißchen überraschend wirkte es in der Kommission, wie Herr Dernburg bei Erwähnung dieser Depesche seinen Kollegen, den Unterstaatssekretär von Lindquist, preisgab. Herr v. Lindquist hat nämlich die Anfrage nach Afrika gerichtet und glückstrahlend die Antwort in die Presse lanciert. Mit unverkennbarem, gegen den Trost der Bureaukraten gerichteten Hohn meinte Dernburg: „Ich als erfahrener Börsenmann hätte die Nachricht nicht in die Presse gebracht, denn ich weiß, wie solche Dinge wirken.“ Herr v. Lindquist machte mit hochrotem Kopfe gute Miene zum böhschen Spiel seines Chefs, der von einer verblüffenden Ungeniertheit und auch Rücksichtslosigkeit gegen alle und jeden sein kann.

Dernburg versicherte dann weiter, daß er das Möglichste für das Reich aus den Diamantensunden herausgeschlagen habe, ebenso auch an Konzessionen von der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika. Allerdings steht die Geschichte so: alle die Millionen, die jetzt das Reich jährlich an Prozenten aus Diamantensunden bezieht, steckt Herr Dernburg sofort wieder in Kolonialbahnunternehmungen. Er ebnet auf diese Weise sofort wieder anderen Spekulationsgruppen die Wege; in die leeren Kassen des Reichs wandert nichts. Im Gegenteil: nach wie vor muß das Reich alljährlich große Summen zur Unterhaltung der Schutztruppe und des Beamtenheeres aufbringen. Herr Dernburg nimmt nur den einen Profitjäger einen Teil ab, um damit für andere wieder die Möglichkeit der Profitjäger zu schaffen. Glaubt man allerdings, daß all die großen Kolonialbahnprojekte Dernburgs auch ohne die den Diamantengesellschaften abgeklopften Summen gebaut würden, woran bei der Bewilligungslust der Reichstagsmehrheit nicht zu zweifeln ist, so vermindert die Dernburgsche Politik die Zuschüsse des Reichs nicht unerheblich.

Genosse Ledebour erkannte an, daß Herr Dernburg mit großem Erfolge bestrebt war, für das Reich das Möglichste herauszuschlagen, wie auch der Staatssekretär bei seinem energischen Vorgehen gegen die ebenso großen wie skrupellosen Schwindelmannöver von der Sozialdemokratie unterstützt wurde. Dagegen betonte Ledebour, daß die Sozialdemokraten der Auffassung Dernburgs, daß die von den Häuptlingen ehemals erworbenen Landkonzessionen unantastbare Rechtstitel seien, nicht teilte. Das Land, das die Häuptlinge ohne Kenntnis der Wirkungen ihrer Handlungsweise verträglich an die Landgesellschaften abgetreten haben, war weder Privat- noch Kronbesitz, sondern Stammeseigentum, das zu verpachten oder zu verkaufen die Häuptlinge gar nicht berechtigt waren. Wenn man die Landkonzessionen von diesem Gesichtspunkt aus prüfe, könne man sehr wohl zu einer Annullierung der Verträge kommen und das Land in Reichsbesitz überführen. Herr Dernburg ist natürlich anderer Meinung, wenigstens vertritt er sie; im übrigen erklärt er: ich habe jene Verträge weder unterschrieben noch damals gutgeheißen. Sicherlich, Herr Dernburg hätte sich nicht derauf einlassen lassen, wie damals die Regierung. Herr Dernburg sei viel lieber andere ein. Sein Sieg über seine bürgerlichen Gegner ist, das haben die Verhandlungen am Donnerstag und Freitag bewiesen, vollständig. Derweil bleibt Dernburg Trumpf!

Freilich ist dieser Sieg nur ein Sieg über eine kapitalistische Clique zugunsten einer andern kapitalistischen Clique. Die Arbeiter werden mit oder ohne Dernburg in gleicher Weise geprellt.

Weniger als nichts.

Weniger als nichts! In diese drei Worte läßt sich zusammenfassen, was die Thronrede über die Wahlrechtsreform andeutet. Immer ungefügiger, immer gebieterischer verlangt das seit mehr als zwei Menschenaltern entrechtete preußische Volk den ihm zukommenden Anteil an Gesetzgebung und Verwaltung, mehr als einmal hat das Proletariat den ersten Willen bekundet, daß es entschlossen ist, alles einzufetzen zur Erringung des Volksrechts. Schon hat die Welle der Unzufriedenheit und des Unwillens selbst solche Kreise ergriffen, denen sonst die Opposition gegen die Regierung ein Greuel ist. Aber leichten Herzens setzt sich die Regierung über alle diese Anzeichen hinweg, sie verschließt ihr Ohr der mahnenden Stimme des Volkes, sie achtet nicht auf die am politischen Horizont aufsteigenden Gewitterwolken und hält es für unter ihrer Würde, endlich ihre Pläne der öffentlichen Kritik preiszugeben. Die Vorarbeiten für eine Reform des Wahlrechts zum Hause der Abgeordneten sind ihrem Abschluß nahe. Eine Vorlage wird in einigen Wochen Ihrer Beratung unterbreitet werden. Das ist alles, was das Ministerium

Seuiletton.

Des Reiches Kommen.

Novelle von Limm Krüger.

11] Nachdruck verboten.

3ehntes Kapitel.

Und es vergingen viele Wochen, die Ernte war größtenteils beschafft, da tat Sinnerk das Papier eines Sonntags wieder hin über den Türrahmen und tat es ganz leise und ganz verstohlen, als begehe er etwas Unerlaubtes.

Das Verzeichnis steckte zwischen Wand und Türrahmen, aber immer dünkte es Sinnerk eine Beruhigung, wenn sein Auge im Laufe des Nachmittags dahin ging und das Papier noch sah. Nach dem Abendessen fand er sich allein im Hause. Das Gestöbe war ausgegangen, Maleen hatte sich, wie öfters, müde und angegriffen gefühlt und das Bett früh aufgeschlucht. Eine ganze Stunde sah Sinnerk allein rauchend vor der Haustür unter seinen Eichen. Die Niederung rollte ihre Nebel immer höher nach dem Dorf hinauf. Tau fiel auf die Erde, die Luft war feucht und schwer. Und immer drückender wurde die Einsamkeit.

Sinnerk Schmidt empfand wohl das Alleinsein, aber daß die trübe, die ernste Natur zu seiner Seele sprechen wolle, das merkte er nicht. Des Alleinseins war er gewohnt, er dachte wohl an den zwischen Türrahmen und Tafelung stehenden Brief, dachte es aber mit Ruhe, schließlich ging er mit gutem Gewissen zu Bett und schlief mit großem Gleichmut ein. — Die Sorge kam erst im Traum, er hatte eine unruhige Nacht voll qualender Träume. Er hatte mit etwas Schwerem zu tun, es kam ihm aber nicht zum Bewußtsein, was es eigentlich sei. Es war ihm aber, als ob das, was war, gar nicht zu ertragen sei. Und als der Großvater früh am Tage die

Scheunenschlüssel aus der Stube vom Hals nahm, wachte er mit dumpfem Kopfe auf.

Die Roggen- und Weizenernte war beendet, die Haferernte zur Not, es standen nur noch die besten Stüde in Garben, wo mit Thomasschläde Versuche gemacht worden waren; mit dem Mähen des Buchweizens wollte man beginnen. Die ersten Mäher und die mit dem „Aufstuden“ beauftragten Mädchen waren nach der Moor-toppel gegangen. Wenn man aus dem Hofstor über die Hauskoppel sah, blinkten noch die Sensen und die Schürzen der Mädchen herüber.

Sinnerk Schmidt hatte vor, beim Studen zu helfen, und war dabei, die Stiefel anzuziehen, als Jochen Thomsen, der Landbriefträger, in die Stubentür trat und die Zeitung auf den Tisch legte. Das noch immer über dem Türrahmen stehende Schreiben an das Steueramt holte er herunter und fragte:

„Schall dat mit?“
Der Bauer stieß mit der Stiefelhade auf den Fußboden. Immer noch hatte er das weiße Papier in seiner Gewalt gehabt, er empfand es als eine Art Vergewaltigung von Jochen, daß er ihn jetzt zur Entscheidung nötigte.

Daher antwortete er nicht gleich, stieß vielmehr mit der Stiefelhade gegen die Schwelle der Stubentür.

„Nun, wolln sie nicht?“ fragte Jochen.

„Nein, sind eingetrocknet, überm Spannu zu eng.“

„Dann muß Mars Schuster sie aufblöden.“

„Denk ich auch,“ antwortete der Bauer, rief auch seine Frau und forderte das neue Stiefelpaar, das in der Kellerstube sei.

„Ja,“ redete Jochen weiter, „Stiefel, die man nicht täglich trägt, werden eng und brüchig.“ Er wog den Brief noch immer in der Hand und wiederholte seine Frage:

„Schall dat mit?“

„De Brees? — Ja, de schall mit.“

Sinnerk fühlte, daß dies Wort ein Markstein auf seinem Lebenswege sei. Jochen Thomsen aber steckte das Papier gleichmütig in seine Ledertasche.

Die neuen Lederstiefel waren nicht gleich zu finden, die alten hatte der Bauer abgestreift, nun schlüpfte er vorberhand wieder in seine Pantoffeln. Und in Pantoffeln schlürfte er nach dem Hofplatz hinaus, als Jochen Thomsen durch die Pforte ging. Er atmete tief, die Stubenluft hatte schwer auf ihm gelegen.

Die Sonne stand noch nicht hoch, sie sah unter den Laubkronen her und malte den Schatten des eifertig davongehenden Briefträgers langgestreckt am Boden hin. Den Oberkörper am Scheunenbach emporredend. Das Gesen, das Handschlaggen übertrug sich dort in eine schwingende Bewegung, der Schatten wurde klein und kleiner; dem Nachschauenden war dabei zumute, als ob Jochen Thomsen sein gutes Gewissen in der Ledertasche davontrage.

Sinnerk Schmidt stand und sah. Jochen Thomsen wird gleich am Fußsteig sein, der über Viehdals Kamp führt, dann werden er und sein Schatten hinter dem Knid verschwinden. Aber bevor sie verschwanden, kamen sie in Ruhe und ein kleinerer Schatten war daneben. Neben Jochen Thomsen stand ein Knabe, Sinnerk sah hin und erkannte ihn. Es war der Sohn der Rühmann, derselbe, der dem fremden Schmiedegessen so ähnlich sieht, und noch immer keinen Vater hat. Kein anderer Knabe im Dorf steht so alt auf seinen jungen Beinen, steckt so tief in der Mühe. Von ihm wußte Sinnerk sich frei, mit dem hatte er nichts zu tun. Aber er fühlte immer die Scham über seine schwächste Stunde, wenn er ihn sah.

Sinnerk hatte nach der Buchweizenkoppel gewollt, aber die Sorge, dem „vermaledeiten“ Jungen zu begegnen, bewog ihn, aus dem Dientor die Richtung nach den Wiesen zu nehmen. Das heißt: so hatte er beschlossen. Aber er kam auch dazu nicht. Er war noch auf der langen Diele, da hörte er die Haustür gehen, und eine laute Stimme die Hausfrau begrüßen.

„Tausend noch mal, das ist ein Jahr! — Das gibt Taler. Was? Das mögt Ihr wohl. — Ist Sinnerk zu Haus?“

(Fortsetzung folgt.)